

Predigt zu Lukas 9, 57-62

Jens Martin Sautter (15.3.2020)

Prioritäten

Was ist wirklich wichtig in unserem Leben? Wenn es darauf ankommt, was zählt? Die Frage stellt man sich gerade in diesen Tagen, wo vieles andere zurückgefahren wird und man sich fragt: Ist das nötig, ist das wichtig oder kann ich darauf verzichten. Wir verzichten darauf, uns in der Kirche zu treffen, um Gottesdienst zu feiern. Für manche klingt das nicht nach einem Verzicht. Manche Konfis sind vielleicht ganz froh. Andere können mit dem Gottesdienst ohnehin nicht so viel anfangen und fragen sich ohnehin, was andere daran finden. Es gibt selbst in unserer Kirche Veranstaltungen zu dem Thema „Brauchen wir überhaupt einen Sonntags-gottesdienst?“ Aber für manche von uns ist der Gottesdienst ein wesentlicher Bestandteil ihres Lebens. Ein Ort, an dem sie mit Gott in Kontakt kommen. Sie schöpfen neue Kraft für die Woche, die vor ihnen liegt. Auf den Gottesdienst ganz verzichten, das ist hart. Deshalb wollen wir auch nicht ganz verzichten. Nur müssen wir andere Formen finden, mit Gott und miteinander in Kontakt zu bleiben. Heute probieren wir es so. Wir müssen kreativ werden. Ich finde: Darin liegt auch eine Chance. Denn: Gott suchen, mit Gott in Kontakt kommen, sich von Gott berühren lassen - das ist an vielen Orten und auf vielen Wegen möglich.

Was ist wirklich wichtig? Was ist notwendig? In unserer Kirche wird zurzeit viel über Prioritäten gesprochen. Deshalb, weil die Einnahmen weniger werden und die Mitglieder auch, und man überlegen muss, was man in Zukunft noch machen kann und was nicht. Was wir uns noch leisten können und was nicht. Schade eigentlich, dass man solche Fragen erst dann stellt, wenn das Geld knapp wird. Oder wenn ein Virus uns bedroht. Für die Politik gibt es in diesen Tagen auch bestimmte Prioritäten. Alle fordern ein, dass schmerzhaft Entscheidungen getroffen werden. Auch von der Kirche erwarten wir, dass sie Prioritäten setzt. Aber einer Frage weichen wir ganz gerne aus: Was sind eigentlich meine persönlichen Prioritäten? In diesen Tagen, aber auch sonst.

Provokation

Jesus hat viel über Prioritäten gesprochen. Und zwar in einer Art und Weise, die ziemlich erstaunlich ist. Er hat die Leute nämlich knallhart vor eine Entscheidung gestellt und gesagt: Wenn du mir folgen willst, wenn du Teil sein willst von dem, was Gott in dieser Welt tut, dann musst du dies zu deiner ersten Priorität machen. Dann geht es nicht anders, als dass die Sache

Gottes deine Mitte und dein Ziel wird. Im Vergleich dazu rücken alle anderen Verpflichtungen in den Hintergrund. Jesus hat offenbar keine Angst davor, dass Leute zurückschrecken. Er hat nicht geworben und gesagt, wie schön es ist, mit ihm durch das galiläische Bergland zu gehen. Er hat nicht geschwärmt von den schönen Gesprächen, die man mit ihm am Lagerfeuer führen kann. Im Gegenteil. Er hat ihnen gesagt: „Es ist kein leichter Weg. Ich habe noch nicht einmal einen Ort, an dem ich zuhause bin. Ich bin heimatlos, unterwegs mit leichtem Gepäck.“ Wir denken viel darüber nach, wie man niedrigschwellige Angebote machen kann. Jesus hat sich darüber wenig Gedanken gemacht. Höher konnte die Schwelle nicht sein.

Und weil es den Leuten vielleicht immer noch nicht klar ist, legt er noch einmal nach. Wir haben es im Evangelium gehört. Als einer darum bittet, noch schnell seinen Vater beerdigen zu dürfen, sagt Jesus nur: „Lass die Toten ihre Toten begraben.“ Spätestens jetzt hätte ich einen Schlusstrich gezogen. Wer so redet, kann nicht von Gott kommen. Auch damals kann ich mir vorstellen, dass nicht wenige sich von Jesus abgewandt haben. Denn damals, noch mehr vielleicht als heute, war es eine absolut wichtige Pflicht für die Verstorbenen zu sorgen und sich um das Begräbnis zu kümmern. Es ist kulturell undenkbar, es nicht zu tun.

Jesus hat auch gar nichts dagegen. Natürlich ist es richtig, den Vater zu beerdigen. Wenn wir Vater und Mutter ehren sollen, dann gilt das auch für die Trauerfeier. Aber er will einen Punkt machen. Er will, dass wir über unsere Verpflichtungen nachdenken. Und dazu provoziert er in einem Maße, dass die Leute den Kopf schütteln oder aber ihm wutentbrannt den Rücken kehren. Immerhin, er hat die Aufmerksamkeit der Leute.

Wer soll das schaffen?

Die einen wenden sich ab von Jesus. Für sie ist die Sache mit Gott vorbei. Es gibt aber auch Menschen, die mit diesem Anspruch ringen. Sie wollen Jesus nachfolgen, sie wollen Teil sein von dem, was Gott in dieser Welt tut. Aber sie haben das Gefühl, sie schaffen es nicht, sie werden diesem Anspruch nicht gerecht.

Wie kann man ein bürgerliches Leben führen und gleichzeitig Jesus nachfolgen? Wie kann man einen Beamtenjob haben, eine Eigentumswohnung besitzen und gleichzeitig dem Anspruch Jesu gerecht werden?

Martin Luther und viele seiner Zeitgenossen waren der Meinung, wenn man diesem Anspruch Jesu gerecht werden wollte, musste man eigentlich ins

Kloster. Nur dort, war man überzeugt, konnte man ernsthaft Christ sein, nur dort würde man wirklich Gottes Sache verfolgen können.

Aber Luther hatte den Eindruck, noch nicht einmal das reicht. Und daran ist er fast zerbrochen. Ich erinnere mich an eine Szene aus einem Luther-Film, wo der Mönch Luther mit einer winzigen Bürste besessen einen riesigen Flur poliert, so dass er fast blutige Hände hat – bis sein Beichtvater ihm die Hand auf die Schulter legt und sagt: Es reicht.

Erst später kam die Befreiung und Luther hat realisiert: Nichts, was wir tun, kann Gottes Liebe zu uns vergrößern oder mindern, weil Gott die Welt mit sich versöhnt hat. Weil längst Frieden herrscht mit Gott.

Und damit geriet die Welt außerhalb des Klosters in den Blick. Plötzlich merkte er: Das Wesentliche tun, ein Jünger Jesu sein, Gottes Werk vollbringen - das kann man auch im ganz normalen Leben: in den Beziehungen, beim Putzen, während ich den Kindern bei den Hausaufgaben helfe, im Büro oder am Stammtisch.

Natürlich gibt es Menschen, die im Kloster genau am richtigen Fleck sind. Natürlich gibt es Menschen, die berufen sind, als Wanderprediger durch die Lande zu ziehen.

Aber wer kocht eigentlich für die Wanderprediger? Wer versorgt sie, wenn sie nichts verdienen? Von Jesus wird jedenfalls nicht berichtet, dass er sich als Koch besonders hervor getan hat. Von welchem Geld hätte er auch einkaufen sollen. Meistens wurde er eingeladen von Leuten, die ein Haus hatten, und einen Job und auch ein bisschen Geld.

Ja, Jesus war unterwegs mit Jüngern, die ihr Zuhause zurück gelassen haben, und doch gab es viele Leute, die zuhause blieben. Und das waren die Leute, bei denen Jesus zu Gast war.

Worauf kommt es an

Es ist egal, wo ich lebe, oder wie ich gerade lebe: Ob ich in einem Einfamilienhaus im Gonsenheim wohne oder mir im Flüchtlingsheim in der Wormser Straße ein Zimmer teile mit drei anderen Männern. Es ist egal, ob ich drei schulpflichtige Kinder habe oder abends, wenn ich nachhause komme, eine leere Wohnung vorfinde. Jesus nachfolgen bedeutet nicht unbedingt, dass ich die mir vertraute Welt verlassen muss. Sondern es kommt darauf an, dass ich dort, wo ich bin, in den Zeiten mit Corona oder ohne – so lebe, dass ich ganz und gar verwurzelt bin in der Mitte von allem, in Christus. Dass ich so lebe, dass etwas von Jesus durchschimmert.

Die Tradition der Jesuiten hat uns Fragen dazu überliefert, die uns helfen, auf diese Spur zu kommen: Führt das, was ich sage, tue, denke zu größerer Freude, zu mehr Liebe, Frieden, Hoffnung und Glauben? Wird in dem, wie ich lebe, etwas sichtbar und spürbar von dem, was wir in Jesus sehen? Diese Fragen führen mich hin zu dem, was wirklich wichtig ist. Jesus sagt: Diese Frage sollte die erste Frage sein. Wenn ich mein ganzes bisheriges Leben zurücklasse und bei den Ärmsten der Armen lebe, dann ist das ein riesiger Schritt. Aber für manche ist es ein fast ebenso großer Schritt, bei der Nachbarin zu klingeln und zu fragen: Kann ich ihnen helfen? Soll ich für sie einkaufen? Wie kann ich leben, dass mehr Frieden ist? Da ist mir ein Mensch mit blöd gekommen. Ich habe mich maßlos geärgert. Doch ich gehe innerlich einen Schritt zurück und bete für ihn: Ach Gott, auch dieser Mensch ist ein von dir geliebtes Geschöpf. Ich danke dir, dass ich an ihm lernen kann, worauf es ankommt. Wie kann ich leben, dass mehr Glauben ist? Ich erzähle einem Menschen, warum mir das Vertrauen auf Gott in diesen Zeiten Zuversicht gibt. Weil ich weiß, dass in allem, was geschieht, wir doch in Gottes Hand gehalten sind. Dass wir mit allen Schwächen, in allem Versagen, mit allen Stärken geliebte Menschen sind, die angesichts einer schwierigen Lage nicht verzweifeln müssen. Wie kann ich leben, dass mehr Freude ist? Ich klinge bei der älteren Nachbarin, die ich im Treppenhaus bisher kaum begrüßt habe und frage in ihr verdutztes Gesicht: Kann ich ihnen in diesen Tagen irgendwie helfen? Wenn ich diese Fragen stelle und danach lebe, finde ich das schon ziemlich radikal, und unglaublich schwer, da muss ich nicht erst Wanderprediger werden oder ins Kloster gehen, um dem Anspruch Gottes zu genügen.

Jesus gebraucht das Bild von dem Pflug. Ich bin kein Bauer, aber ich habe gelesen: Wenn man seine Furchen mit dem Pflug zieht, sollte man nicht nach hinten schauen, sondern den Blick fest nach vorne richten. Wer das nicht tut, läuft Gefahr, den Pflug zu beschädigen. Zum Beispiel, wenn ein Stein in der Erde steckt und die Pflugschar sich verbiegt. Oder wenn die Tiere, die den Pflug ziehen, stolpern und hinfallen.

Wir brauchen einen klaren Blick, wo wir hin wollen, dann kann man Furchen ziehen, in denen dann auch etwas wachsen kann. Ich wünsche uns allen, dass wir bei all dem, was uns in diesen Tagen beschäftigt, die Frage in uns wachhalten: Wie können wir in dieser Zeit so leben, dass in uns und durch uns mehr Freude, mehr Zuversicht, mehr Glauben und mehr Frieden wachsen kann? Ich bin überzeugt: Wenn wir diese Frage in den Mittelpunkt stellen, wird alles andere einen guten Platz finden. AMEN